

Die Macht des Kranken

Von Alexander van der Does de Willebois †

Die Krankheit stellt uns, betrachtet man es vom Standpunkt der sogenannten Lebenskunst aus, vor eine äußerst schwierige Aufgabe, vor allem dann, wenn es sich um eine lange und schwere Krankheit oder um eine Behinderung handelt, die uns aus der Gesellschaft herausreißt und isoliert. Von einem Tag auf den anderen findet man sich auf der anderen Seite der Grenze und wird nicht mehr »für voll« genommen. Am Anfang geht das noch ganz gut. Der Kranke ist mutiger als vorhergesehen, und unter dem Eindruck des Schocks überbieten sich unsere Mitmenschen mit Fruchtkörben, japanisch arrangierten Blumengestecken (man erkennt sie an einigen der Blätter beraubten, zu Korkenziehern gedrehten Stengeln) und einer Fülle von ausfaltbaren, eigentümlichen Wunschkarten. Die zeigen in der Regel eine ziemlich leicht bekleidete, temperamentvolle Krankenschwester oder einen Arzt, der schwungvoll eine riesige Spritze schwenkt; diese Karten sollen wahrscheinlich andeuten, daß ein Krankenhausaufenthalt nur ein leichtes und womöglich etwas schlüpfrißiges Abenteuer ist.

Dann aber beginnt die Zeit des Durchhaltens in Vergessenheit. Kollegen, Freunde und Bekannte tragen ein Mitleid zur Schau, das schon kein Mitgefühl mehr ist, und nur einige Nahe, Vertraute halten noch aus; manche davon werden von verschiedenen professionellen Beratern unterstützt. (Was mich anbelangt, ich habe bereits erklärt, daß ich bereit bin zu sterben, ohne allerdings die Bevormundung eines Beraters.)

Im Grunde jedoch ist der Kranke allein, ganz allein gegenüber dem Sinn des Daseins, denn sein Dasein hat für die Welt keinen Sinn mehr. In diesem Augenblick wächst die Versuchung, sich in der Krankheit häuslich einzurichten und sich ihrer sogar zu bedienen, um die unmittelbare Umgebung zu tyrannisieren. Das entgegengesetzte Extrem wäre, unter dem Druck der Isolation dem Sog der Verzweiflung zu verfallen und schließlich – in einem verzweifelten, von falscher Würde erfüllten Versuch, trotzdem das Steuer in der Hand zu behalten – die Euthanasie zu fordern. Das ist übrigens ein Schritt, zu dem viel eher die anderen ermutigen, als daß die Kranken selbst darauf verfallen. Auf jeden Fall garantiert er dem Kranken die Aufmerksamkeit der Außenwelt. Voller Respekt kommt diese alsbald zu Hilfe gerannt, erklärt sich feierlich zum Anwalt des Rechtes der Selbstbestimmung und spielt sogar mit dem Gedanken, ihren humanitären Gefühlen durch die Einrichtung von Spezialkliniken Ausdruck zu geben. Dort könnten dann die, die es wünschen, sich einer stimmungsvollen Umgebung und jeder notwendi-

gen Unterstützung sicher sein, so daß sie ihren letzten Atemzug exakt in dem von ihnen selbst bestimmten Augenblick tun könnten.

Man betrachtet das als das Nonplusultra eines würdigen Todes. Der stolze, selbstgewählte Tod scheint in der Tat soviel würdiger, als sich verächtlich in widerlicher Unterwürfigkeit der Erniedrigung eines langen, von außen auferlegten Todeskampfes auszusetzen.

Die Frage ist jedoch, wie man sich unterwirft und was man Erniedrigung nennt. War der Tod des Menschensohnes eine Erniedrigung? Nach Ansicht der Welt ganz gewiß. »Er hatte keine schöne und edle Gestalt, so daß wir ihn ansehen mochten. Er sah nicht so aus, daß wir Gefallen fanden an ihm. Er wurde verachtet und von den Menschen gemieden, ein Mann voller Schmerzen, mit Krankheit vertraut. Wie einer, vor dem man das Gesicht verhüllt, war er verachtet; wir schätzten ihn nicht« (Js 53,2-3). Hat er seinen Tod widerstandslos auf sich genommen? In den Augen der Welt ganz gewiß. »Ach, du willst den Tempel niederreißen und in drei Tagen wieder aufbauen? Hilf dir doch selbst und steig herab vom Kreuz« (Mk 29-31).

Mitten in dieser Verwirrung, wo eine entchristlichte Welt von Angst, Scham und Verzweiflung über die Erniedrigung des Menschen ergriffen ist, die sie, soweit es sich um Krankheit und Tod handelt, für bar jeden Sinns hält, hat Johannes Paul II. sein Pontifikat klar und deutlich auf das Leiden der Kranken gebaut. In Nachahmung Christi hat er aus ihrer Schwäche die Stärke der Kirche gemacht und damit ein für allemal die Kranken wieder in ihre Würde eingesetzt und ihnen den Platz zugewiesen, der ihnen zukommt: »Meine Kraft kommt von Christus durch euch.« Er, der die Leiden unserer Zeit kennt und der weiß, wie sehr trotz der Riesenorganisation der öffentlichen Gesundheitsfürsorge die Kranken insgeheim verachtet und ihrem Schicksal überlassen werden, gerade er hat das Sacerdotium des Nachfolgers des heiligen Petrus ihren Prüfungen und ihren Leiden anvertraut. Damit hat er uns für die Würde und die Berufung der Kranken und Behinderten die Augen geöffnet und hat ihnen die Liebe, die Hoffnung und die Selbstachtung wiedergegeben, die das Unerträgliche erträglich machen und das Leiden in Freude verwandeln.

Anfänglich konnte man das für eine fromme Geste ohne weitere Bedeutung halten. Aber je mehr man sich – in einer Zeit, wo individuelle Freiheit, Autonomie und Leistungsdruck von zentraler Wichtigkeit geworden sind – der Verlassenheit bewußt wird, die sich in der Krankheit äußert und die wie eine Spiegelung des Leidens und des Todes Christi in Verlassenheit ist: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« –, desto klarer erkennt man, daß dies gerade die einzige befreiende Einstellung ist, die einzige Geste, die dem Kranken den Sinn und die Vollendung seines Daseins zeigen kann. Die Krankheit, die uns zu einem unnützen Dasein, zur Ohnmacht zu verdammen schien, wird dank dieses einladenden Wortes zu einer Macht, die

von der Liebe zum Leben erfüllt ist, und der Kranke wird für seine Umgebung zu einer Quelle der Inspiration. Es ist möglich, daß ein Mensch, der von einer unheilbaren Krankheit befallen ist, in der Gesellschaft keine Rolle mehr zu erfüllen hat und nicht mehr auf die Anerkennung rechnen kann, die er aufgrund seiner sozialen Stellung beanspruchen konnte. Aber dann tritt etwas völlig anderes an diese Stelle: Das Bild des Menschen – wer er auch sei –, der allein vor seinem Schöpfer steht, nichts Künstliches mehr zu Hilfe nehmen und nichts mehr vorschützen kann, um seine persönliche Identität zu behaupten. Die rückhaltlose Anerkennung dieser so wenig rühmlichen Lage hat eine außerordentlich ermutigende, vorbildliche Wirkung auf alle, die sich dem Bett eines solchen Kranken nähern. Sie verlassen es gestärkt und mit einer klareren Erkenntnis dessen, was den Sinn des Lebens ausmacht.

Ich erinnere mich an einen jungen Mann von 24 Jahren, blond, ungestüm und lebhaft von Natur, groß und gut gebaut, dessen leicht gerötetes Gesicht offen und gewinnend war. Als er krank wurde, blieben ihm nur noch etwa zwei Monate zum Leben, so schnell höhlte ihn der Krebs aus, mit dem er infiziert war. Die schlimmsten Schmerzen litt er im Laufe der letzten Wochen. Da triumphierte er fast: »Sie können sich nicht vorstellen«, vertraute er mir an, »welch maßlose Angst ich mein Leben lang vor dem rein physischen Schmerz gehabt habe. Und jetzt, wo er da ist, bin ich fähig, ihn auszuhalten. Ich habe es meiner Verlobten und meiner ganzen Familie gesagt: Jetzt seht ihr mit euren eigenen Augen, was Gnade ist, die greifbare, faßbare Gnade. Wenn ihr es hier und jetzt nicht seht und nicht versteht, dann werdet ihr in eurem ganzen Leben keine Gelegenheit mehr dazu haben.«

Nichts konnte klarer sein, so fand er. So ging er siegreich dem Tod entgegen, seinem Tod, mit Christus.

Eine solche unmittelbare Gotteserfahrung ist nicht jedem gegeben. Aber viele werden in diese Richtung gelenkt werden durch den wohldefinierten Platz, den der gegenwärtige Papst den Kranken ausdrücklich und mehrmals zugewiesen hat innerhalb der Gemeinschaft der Heiligen, aber auch in der Gesellschaft in dieser Welt. Damit macht er ihnen – und auch uns – den Sinn und die Bedeutung dessen bewußt, was sie ertragen müssen.

Dennoch gibt es in unseren Wohnungen und in unseren Krankenhäusern viele Kranke, die nicht einmal die Möglichkeit haben, den Appell zu hören, den Johannes Paul regelmäßig an sie richtet. Das Echo der universalen Kirche soll doch ja nicht unseren Provinzialismus stören! Aber wer weiß, ob sich nicht auch das ändern wird, dank der Opfer und der Gebete der Kranken und Behinderten und dank der achtungsvollen Fürsorge, die wir ihnen bereitwillig zuteil werden lassen: »Die Qualität einer Gesellschaft, einer Kultur mißt sich an der Achtung, die sie gegenüber den schwächsten ihrer Glieder zeigt« (*Dokument des Heiligen Stuhls aus Anlaß des Jahres der Behinderten*).